

Schulgeschichtliche Blätter : Mitteilungen der Schweizerischen Schulgeschichtlichen Vereinigung und des Schweizerischen Schularchivs : Beilage zur Schweizerischen Lehrerzeitung, 19. Oktober 1934, Nummer 3

Autor(en): **Stettbacher, H. / Hartmann, Max**

Objektyp: **Appendix**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerzeitung**

Band (Jahr): **79 (1934)**

Heft 42

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Schulmann und Politiker: a. Regierungsrat Heinrich Ernst (1847—1934)

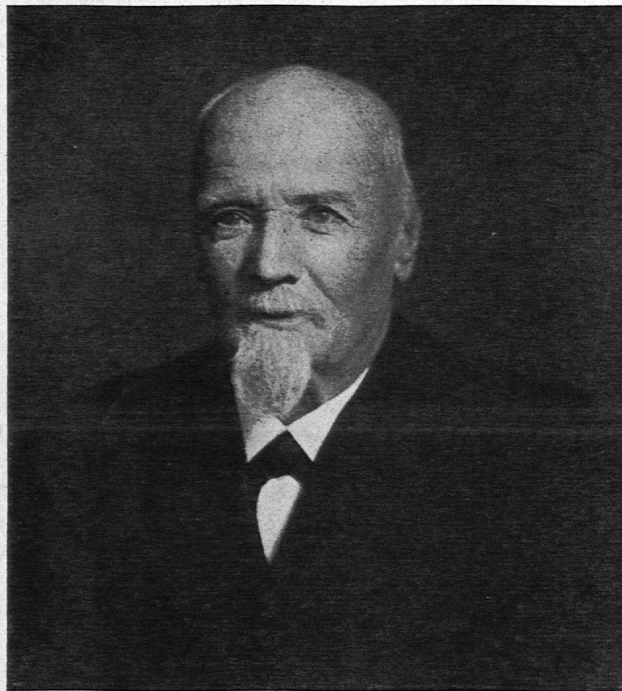
Die zürcherische Lehrerschaft würde sich selber untreu sein, wollte sie am Lebenswerk Heinrich Ernsts ohne tieferes Eindringen und ehrendes Gedenken vorübergehen; gehört Ernst doch zu jenen typischen Gestalten des zürcherischen Lehrerstandes, die aus warmem sozialem Empfinden und starker Anteilnahme am staatlichen Leben in immer neue Aufgaben hineinwachsen, um schliesslich in höchster leitender Stellung dem Volksganzen zu dienen und doch der Schule und dem Lehrstande verbunden zu bleiben.

Auch darin ist Heinrich Ernst eine typische Erscheinung des zürcherischen Lehrerstandes, dass er einfachen bäuerlichen Verhältnissen entstammt. Sein Elternhaus stand in Dättlikon, einem kleinen Dorf am Südhänge des Irchels; hier wurde Ernst am 12. August 1847 geboren. Seinem Heimatdorfe hat er die Treue bewahrt und ihr besonderen Ausdruck verliehen, indem er eine Ortsgeschichte schrieb, darin er die Geschichte des Dorfes seit der Alemannenzeit erzählt. Und wie dem Heimatdorf, hat er auch seinen Vorfahren Treue gehalten und ihre Geschicke erforscht. Er stellte fest, dass die Familie seit Jahrhunderten in Dättlikon angesiedelt war. Ihr Name erscheint urkundlich zum ersten Male im Jahre 1416 in einem Erbschaftsstreit mit dem Kloster Töss. Die Vorfahren bebauten in mühseliger Arbeit die steilen Rebgelände am Irchel und die wenigen ebenen Fluren, welche die Berghänge darboten. Was sie an Erbteilen besaßen und an Zinsen entrichteten, ist von Heinrich Ernst aus Lebensbriefen und Urbaren sorgfältig ermittelt worden. In den biographischen Aufzeichnungen ist auch von den ländlichen Spielen der Jugend, und von einzelnen selten gewordenen landwirtschaftlichen Arbeiten, wie dem Hanfbrechen ausführlich die Rede. Man spürt diesen Aufzeichnungen die Liebe zum heimatlichen Geschehen deutlich an. — Als Bauernbub nahm Heinrich Ernst an einfachen ländlichen Arbeiten früh teil: er hütete die Ziegen, half das Obst zum Dörren herrichten und — lernte seine Strümpfe selber stricken. Besondere Freuden brachten das Baden in der Töss, das Hirtenfeuer mit Kartoffel-

braten auf der herbstlichen Weide, die Traubenlese. Zu dieser rückte man am Morgen schon um sieben Uhr aus. Aus einem alten hohlen Schlüssel hatte man sich eine Schlüsselbüchse angefertigt; mit einer Feile war ein Zündloch erstellt worden; ein knorriger Ast lieferte die Handhabe. Als Munition hatte man sich in einem Krämerladen in Neftenbach einen halben Vierling Schiesspulver und ein Stück Zunder verschafft; den Ladestock schnitt man sich selbst. Wie anschaulich Heinrich Ernst in seinen selbstbiographischen Aufzeichnungen einzelne Züge seiner Knabenjahre zu schildern weiss, mag folgender Ausschnitt zeigen: «Ein Fest war es auch, als der Vater einst von einem Besuche bei dem Juden Weil, der im Neuhaus bei Pfungen mehrere Stück Vieh zum Verkauf bereit hielt, eine Kuh heimbrachte, die nun unserem kleinen Stall ein ganz anderes Aussehen verlieh als zuvor die gehörnten Ziegen und Mutten. Man fühlte sich nun den andern Bauernjungen ebenbürtig und erwog schon die Möglichkeit, einmal die sauberste Kuh im Dorf zu haben. Mit Striegel und Bürste wurde das liebe Tier bearbeitet, so dass sein Fell weich und glänzend sich von dem der Tiere in den andern Ställen vornehm abhob... Meine Brüder und ich erwarben uns die Dankbarkeit unserer «Bruni» durch die Mühe, die wir uns um ihre Toilette gaben. Sie war uns aber

auch als Zugtier nützlich, wenn sie mit des Nachbarns Kuh den Pflug oder die Egge zog oder den mit Garben oder Heu oder mit Feldfrüchten beladenen Wagen zog, den wir früher selbst hatten ziehen müssen.»

Die Erinnerung an den Schuleintritt war bei Heinrich Ernst in eigenartiger Weise mit der Vorstellung an das grosse Fest verknüpft, mit dem 1851 Zürichs Eintritt in den Bund gefeiert wurde. Die älteren Geschwister nahmen Teil an all den Vorbereitungen, an den Gesang- und Spielübungen; sie zogen den Holzstoss, der zum Freudenfeuer auf den Festplatz gebracht wurde, auf einem grossen Wagen durchs Dorf; sie trugen am Arm die rote Binde mit dem weissen Kreuz. «Nun war ich noch nicht schulpflichtig», erzählt Heinrich Ernst in seinen Aufzeichnungen, «durfte keine Armbinde tragen, während des Nachbarns Meier Jacobli, der doch nur ein paar Monate älter war, stolz am Seil mitziehen durfte und mir seine Armbinde vorträuselte.» Die Schule, die solche Würden zu vergeben hatte, musste im schönsten Lichte erscheinen!



Heinrich Ernst
(1847—1934)

Die einfachen Verhältnisse, in denen die Familie lebte, liessen es als erwünscht erscheinen, dass die älteren Kinder sich frühe dem Erwerbsleben zuwandten. Der eine Bruder war in einer nahen Waffefabrik tätig, wo er das Triebrad der Korderietrommel zu drehen hatte; der jüngere Bruder löste die gekardete Baumwolle in dünnen Lagen von der Trommel und schob sie in die gerippten Walzen. Die beiden Schwestern arbeiteten seit etwa 1856 in den neu erstellten Fabriken der Herren Bühler zu Pfungen. Heinrich Ernst erzählt: «Da es ihnen nicht gut möglich war, in der kurzen Zeit von zwölf bis ein Uhr nach Hause zu kommen, das Essen einzunehmen und punkt ein Uhr in Pfungen die Arbeit zu beginnen, hatte ich ihnen das Mittagessen in die Nähe der Fabrik zu bringen, wo sie es zwischen den Weidenbüschen unweit der Töss rasch verzehrten, damit ich mit dem Essgeschirr wieder heimgaloppieren konnte, um die punkt ein Uhr beginnende Nachmittagschule nicht zu versäumen.»

Es schien, dass auch das *jüngste* Kind der Familie, eben Heinrich, mit der Entlassung aus der Alltagschule dem Fabrikleben verfallen sei, wie die älteren Geschwister. Dass es anders kam, mag dem einen als Zufall, dem andern als Fügung und Bestimmung erscheinen: Die Sekundarschule Neftenbach zählte nur wenige Schüler, und der dortige Lehrer suchte deshalb den Kollegen Hiestand in Dättlikon auf, um ihn zu bitten, noch einigen seiner Schüler den Besuch der Sekundarschule zu empfehlen. «Hiestand besprach die Sache mit meinem Vater, dem er zu bedenken gab, dass der Sekundarschulbesuch Aussicht auf eine bessere Lebensstellung eröffne, als der Fabrikbetrieb es vermochte. Der Familienrat, der sofort abgehalten wurde, kam nach einigem Widerstreben zu dem Beschluss, dem Rate des Lehrers zu folgen, was ich ohne besondere Gemütsbewegung entgegennahm. So ging ich denn am folgenden Tag mit dem Sohne des Gemeindeammanns und zwei Söhnen meines Onkels zur Aufnahmeprüfung in die Sekundarschule nach Neftenbach.»

Sekundarlehrer Strehler in Neftenbach scheint vor allem einen gediegenen Deutschunterricht erteilt zu haben. Montag und Donnerstag wurden Aufsätze geschrieben. «Die am Montag abgegebenen Arbeiten brachte Herr Strehler am Donnerstag wieder zurück, um die neuen in Empfang zu nehmen — und so ging's das ganze Jahr weiter. Diese häufigen Aufsatzübungen, jede mit einer Disposition versehen, haben uns ein gewisses Geschick in der Anordnung der Gedanken gebracht; es war eine Schule der Logik, die mir im Leben oft zugute kam.» Die Hochachtung vor dem Lehrer scheint bewirkt zu haben, dass gleich vier Schüler sich zum Eintritt ins Lehrerseminar entschlossen.

Wohlgemut wanderten im Frühjahr 1863 die vier Zöglinge der Sekundarschule Neftenbach zu Fuss nach Zürich, bewunderten im Vorüberziehen den Neubau des Eidg. Polytechnikums und fuhren dann im Dampfschiff nach Küsnacht zur Prüfung. Die älteren Zöglinge waren bereits zum Beginn des neuen Jahreskurses eingerückt. Ihre turnerischen Uebungen an den Geräten erweckten das Staunen und die Bewunderung der Neulinge: «Wir gelobten uns, auch tüchtige Turner zu werden.» Das Schreiben, das den Eltern von der Aufnahme ihres Sohnes Kenntnis gab, nannte auch die Nummer, welche an den Kleidern, den Wasch- und Taschentüchern, Bürsten des Zöglings anzubringen war. Damit kündigte sich bereits eine Eigenart des neuen Betriebes an. «Man fand sich

plötzlich in einen ungemein grossen Haushalt versetzt... Mir gefiel eigentlich die stramme, fast militärische und kasernenmässige Ordnung ganz gut. Am Morgen um halb sechs Uhr wurde zum Aufstehen geläutet. Nur mit Hemd und Hose bekleidet, ging man auf den Hof zum grossen Brunnen, um sich zu waschen, dann in den Waschraum, wo man die Tücher aufhing, die Schuhe reinigte und büstete, dann wieder in den Schlafsaal hinauf, wo jeder seinen verschliessbaren Kleiderschrank besass. Auf ein Glockenzeichen hin rannten alle zum Frühstück in den Speisesaal hinunter, erhielten eine grosse Tasse Milchkaffee mit einem Stück Brot, und verfügten sich nach dem Frühstück in die Arbeitsräume und die Schulzimmer.» Ein Obmann war für die Ruhe und Ordnung im Zimmer verantwortlich. Beim Essen war jede Klasse in kleinere Speisegesellschaften gegliedert, in denen abwechselnd einer das Fleisch schnitt, einer für die acht Kameraden seiner Gruppe den Weinschenk machte. Im Speisesaal waren die Esstische in Form eines Hufeisens angeordnet. Auf der offenen Seite des Hufeisens befand sich der Tisch für die Familie des Direktors und den Lehrer an der Uebungsschule, der zugleich Konvikthelfer war.

Vom Wirken des Seminardirektors Fries spricht Heinrich Ernst in seinen autobiographischen Aufzeichnungen mit grosser Anerkennung. Seinen Vortrag nennt er glänzend, und die ganze Art, wie er ein Thema zu behandeln verstand, geistreich und geistweckend, «sowohl im Religionsunterricht, wie in der philosophischen Einführung in psychologische Betrachtungen».

Bevor die vierjährige Seminarzeit abgelaufen war, wurde Heinrich Ernst im Winterhalbjahr 1866 an die Primarschule Hirzel abgeordnet, wo er auch die Repetier- und Singschule zu führen hatte. Nach wohlbestandener Patentprüfung übernahm er im Mai 1867 eine Primarklasse der Schule Horgen.

Dauernde Freundschaft verband ihn fortan mit Sekundarlehrer Stüssi, dem spätem Staatsschreiber, der eben von einem Studienaufenthalt in Berlin zurückgekehrt war, ihn in privatem Studium in die englische Sprache einführte und mit ihm gemeinsam an der demokratischen Bewegung des Jahres 1867 teilnahm.

Zunächst freilich nahm das Sekundarlehrerstudium Heinrich Ernst in Anspruch; Zürich und Lausanne boten reiche Anregung. In einer englisch-französischen Pension der welschen Schweiz übersetzte der angehende Sekundarlehrer einige deutsche Dramen ins Englische, das er allmählig in dem Masse beherrschen lernte, dass ihm später das Studium der Hauptwerke Darwins im Originaltext ohne Mühe möglich war. Nach Abschluss des Sekundarlehrerstudiums wurde Heinrich Ernst eine Ueberraschung zuteil, indem Seminardirektor Fries mit dem Vorschlage an seinen ehemaligen Zögling herantrat, in Psychologie, Pädagogik und Philosophie weiterzustudieren, damit er später diesen Unterricht am Seminar übernehmen könne. Ernst verzichtete mit dem Hinweis auf die Opfer, die sein Vater bereits gebracht hatte: «Mein Vater hat sein Heimwesen mit Schulden belastet, um mich studieren zu lassen, und diese Schulden will ich baldigst zurückzahlen.»

Nur ein Jahr wirkte Heinrich Ernst an der Sekundarschule Dietikon; aber dieses Jahr wurde insofern bedeutsam, als der junge Lehrer in einer Schülerin, Marie Bumbacher aus der Mühle, seine spätere Lebensgefährtin fand. — Dann wurde Winterthur, wo

Heinrich Ernst fortan 24 Jahre lang als Sekundarlehrer amtete, zur zweiten Heimat. Alles wurde ihm zuteil, was sich der Lehrer im Beruf wünschen kann: die Liebe der Schüler, das Vertrauen der Eltern, die Achtung der Kollegen. Diese übertrugen ihm in rascher Folge die Aemter, welche die Lehrerschaft in Kapitel und Synode zu vergeben hat. — Ernst gehörte zu den *Gründern* des *Lehrerturnvereins Winterthur* (1880). 1884 nahm er an der *konstituierenden* Versammlung der *Naturwissenschaftlichen Gesellschaft Winterthur* teil.

In Winterthur kam Heinrich Ernst bald mit dem politischen Leben in Fühlung. Politik hatte ihn schon in jungen Jahren angezogen; Winterthur war für sie ein fruchtbarer Boden. Der Besuch von Versammlungen des demokratischen Vereins bot reichlich Gelegenheit zu politischer Schulung. Die Führer der demokratischen Bewegung der Sechzigerjahre sprachen an jenen Versammlungen selbst über die brennendsten Probleme des staatlichen Lebens oder griffen in die Diskussionen ein. Daneben schlossen sich eine Anzahl Lehrer und städtische Beamte zu einer selbständigen Gesellschaft zusammen, in der auch die Pfarrer Meier von Töss und Locher von Wülflingen, der spätere Regierungsrat, mitwirkten. «Man versuchte sich im Studium wirtschaftlicher Fragen des In- und Auslandes: Getreidehandel, Tabakhandel, Eisenbahnfragen; man schrieb Artikel in den «Landboten», in die «Zürcher Post», in das «Winterthurer Volksblatt», später auch in den «Weinländer», in den «Tösstaler», in den «Freimütigen» und selbst in den «Nebelspalter». So erzählt Heinrich Ernst in seinen biographischen Aufzeichnungen. Die rege Tätigkeit führte zu Würde und Bürde. Pfarrer Meier und Locher wurden zu Mitgliedern des Kantonsrates gewählt; Ludwig Forrer erlangte ein Nationalratsmandat. An Heinrich Ernst trat die Forderung heran, das Mandat eines Stadtrates anzunehmen. So unangenehm es war, als Gegenkandidat gegen einen im Amte stehenden Fachmann auftreten zu müssen: die politischen Freunde drängten, die Partei forderte — Heinrich Ernst wurde als Bauamtmann gewählt. «Die Aufgabe war nicht leicht zu lösen, handelte es sich doch darum, die Elemente des Häuserbaues, des Strassenbaues, der Kanalisation, des Abfuhrwesens kennen zu lernen.» Ausserdem begann nach kaum zwei Wochen das eidgenössische Schützenfest, für welches allerlei Bauten und Wege zu erstellen waren. Zur Eröffnung des Festes sollte das Denkmal für Jonas Furrer enthüllt werden. Noch war die Umfassungsmauer mit Gitter zu erstellen und eine Rasenfläche anzulegen. Die Aufgaben drängten von allen Seiten heran. Sie wurden bewältigt. «Jeden Morgen um fünf Uhr war ich auf dem Platze beim Bauhofe.» Da standen anfangs die 10—12 Wagen, die sofort bespannt und zur neuen Tagesfahrt bereit gemacht werden mussten, kreuz und quer ineinandergeschachtelt da. «Die Art, wie bei einem Artillerieregiment die Fuhrwerke geordnet werden, gab mir Anregung, eine neue Ordnung zu treffen, um schon am zweiten Tage viel Zeit für das Einspannen der Fuhrwerke zu gewinnen.» Diese rasche, entschlossene Art einzugreifen, die Aufgaben frisch anzupacken und ein tüchtiges Stück zu fördern, scheint mir für Heinrich Ernsts ganzes Schaffen bezeichnend zu sein.

Als 1897 sich Liberale und Demokraten bei einer Ersatzwahl in den Regierungsrat gegenüberstanden, hielten die Grütli- und Arbeitervereine den Moment für gekommen, eine eigene Vertretung im Regierungs-

rat zu fordern. Nur mit grossen Bedenken gab Heinrich Ernst dem Drängen seiner Parteifreunde nach, sich als Kandidat aufstellen zu lassen. Zu seiner Ueberraschung verzichtete im zweiten Wahlgang die demokratische Partei auf die Geltendmachung ihres Anspruchs, so dass sich Heinrich Ernst als Grütlianer nur dem liberalen Kandidaten Dr. Haab gegenüber sah und mit 35 000 Stimmen gegenüber 32 000, die auf seinen Gegner fielen, gewählt wurde. Einige Jahre später konnte er seine beiden Gegenkandidaten als neue Kollegen im Regierungsrat begrüssen.

Leicht wurde ihm seine regierungsrätliche Tätigkeit als erster Vertreter der Arbeiterschaft in der Regierung nicht gemacht; aber es gelang ihm, durch seine Leistungen jene Widerstände zu überwinden, wie er sie als Bauamtmann in Winterthur überwunden hatte. Eine Zuteilung des Militärwesens lehnte er ab, da er selbst nie Militärdienst geleistet hatte; dagegen fand er im Sanitäts- und Armenwesen ein Feld reicher Betätigung. Sein erstes Wirken als Sanitätsdirektor galt der Behebung der grössten Raumnot in der Frauenklinik. Dann konnte die Vollendung der Anstalt für Tuberkulose in Wald gefördert werden. Die Irrenheilanstalt Burghölzli wurde in der Weise entlastet, dass für Unheilbare auf dem Plateau oberhalb der Pflgeanstalt Rheinau Neubauten nach dem Pavillonsystem durchgeführt wurden. Die medizinische Fakultät anerkannte später diese Verdienste Heinrich Ernsts um den Ausbau der Heilanstalten durch die Verleihung des Ehrendoktors. Und noch 1934 hob sie im Kondolenzschreiben an die Angehörigen die Bemühungen um die Erweiterungen der Kliniken und Spitäler und die Förderung der medizinischen Institute, wie den vorbildlichen Ausbau der Anstalt Rheinau ehrend hervor.

Ein Hinweis im Kantonsrat, dass in Uetikon ein Fonds für die Errichtung einer staatlichen Anstalt für hilfsbedürftige ältere Leute bestehe, genügte, um Heinrich Ernst zur sofortigen Inangriffnahme eines neuen Werkes zu veranlassen: ehe die zwei Jahre verstrichen waren, in denen der Fonds der Gemeinde Uetikon zugefallen wäre, wurde der Baugrund für die Wackerlingstiftung gekauft und der Bauplan ausgearbeitet. Ehe zwei weitere Jahre verstrichen waren, konnte die Anstalt eröffnet werden.

Das Jahr 1899 brachte die Erneuerungswahlen des gesamten Staatspersonals und damit für die Mitglieder des Regierungsrates eine neue Verteilung der Direktionen. Heinrich Ernst tauschte das Amt des Finanzdirektors gegen die Sanitätsdirektion ein und trat damit vor einen ganz neuen Aufgabenkreis. Der Vorschlag der Staatsrechnung, die Anträge betreffend Staatsanleihen und Amortisationen, die Verträge über Kauf und Verkauf von Liegenschaften, die Verwaltung des Salzregals und der Staatswaldungen, die Aufsicht über Jagd und Fischerei, über Staatsbuchhaltung und Staatskasse, die Leitung des Steuerwesens: all das gehörte fortan zum Arbeitsgebiet des einstigen Sekundarlehrers. Es zeugt wiederum für die Tatkraft Heinrich Ernsts, dass die Frage der billigeren Salzbeschaffung sofort anhand genommen wurde. Seit langem stand der Kanton Zürich in Verbindung mit den Salinen zu Miseray bei Besançon, aber auch mit den Rheinsalinen im Aargau. Die Erweiterung der Anlagen in Miseray brachte dem Kanton Zürich grössere Unabhängigkeit von den aargauischen Werken und damit günstigere Vertragsverhältnisse überhaupt.

Heinrich Ernst erwies sich gleichzeitig als ein sparsamer und weitblickender Finanzdirektor. Die bedeutenden Defizite im Staatshaushalt, die er zu Beginn der beiden Perioden antrat, da er die Finanzen leitete, wurden unter ihm in zäher Spartendenz überwunden. Eine Reihe von Gesetzesentwürfen gingen aus seiner Feder hervor; der bedeutendste ist jener zum heute geltenden Steuergesetz. Die Staatswaldungen konnten vermehrt und ihr Ertrag durch Anlage besserer Abfuhrstrassen bedeutend gesteigert werden. Der Erwerb von Waldungen im Gebiete von Turbenthal, am Tössstock und am Schnebelhorn, auf dem Zürichberg und am Albis führte auch zu grösseren Erträgen aus dem Erlös der Jagdpatente; eine Neueinschätzung der Wirtschafts- und Kleinverkaufspatente trug dem Fiskus grössere Summen ein. So kam es, dass bis zum Ausbruch des Weltkrieges das Staatsvermögen sich ganz wesentlich erhöhte. Die im Volke vorhandene ökonomische Kraft konnte während der Kriegsjahre in den Dienst der Hilfeleistung gestellt, später zum Neuaufbau verwendet werden.

Als Erziehungsdirektor (1905—1911) hat Heinrich Ernst sich um den Neubau der Universität ganz besondere Verdienste erworben. Ungeheuerlich mutet die Zahl der Besprechungen und Sitzungen an, die nötig waren, um zwischen der Technischen Hochschule und der Universität, die bisher in einem Gebäude gewirkt hatten, alle Einzelheiten zu ordnen, die Raumbedürfnisse festzustellen, das Bauprogramm zu bereinigen, die Leistungen der verschiedenen Beteiligten zu vereinbaren.

Am 21. April 1908, wenige Tage vor der Volksabstimmung, sprach Erziehungsdirektor Ernst zur zürcherischen Schulsynode über die «Hochschulvorlage». Er wies auf die Entwicklung der Universität und der Eidgenössischen Technischen Hochschule hin, auf die wachsende Zahl der Studierenden, die Erweiterung des Gesamtgebietes der Wissenschaften, die Bedeutung der Hochschulen für das Volksganze. Wichtig ist ihm «das stille Wirken in fleissiger, täglicher Arbeit für die vollkommeneren Gestaltung des Lebens».

Die Ausführungen über den Aussonderungsvertrag zwischen Stadt, Kanton und Bund wegen der Gebäude, Sammlungen und finanziellen Leistungen lassen deutlich erkennen, wie vielseitig und schwierig die Verhältnisse waren, die damals geordnet werden mussten. Es bedurfte der ganzen hingebenden Arbeit Heinrich Ernsts und seines ebenso begeisterten Mitarbeiters Professor Arnold Lang, um das Werk zustande zu bringen; und es ehrt den Erziehungsdirektor, dass er in seiner Synodalrede eben das Wirken dieses Mitarbeiters so herzlich anerkannte: «Ohne seine Einsicht und seinen Weitblick, ohne seine nie ermüdende Tatkraft und bereitwillig geleistete Mitarbeit wäre es gar nicht möglich gewesen, alle die innern und äussern Schwierigkeiten zu überwinden, die sich der Entwirrung so vieler verwickelter Verhältnisse entgegenstellten. Ihm sei dafür warmer Dank gesagt vor der Versammlung der zürcherischen Lehrerschaft aller Schulstufen. Er hat sich um die Hochschule dauernde Verdienste erworben.» Die Worte gelten auch für Heinrich Ernst selbst. Das Universitätsgebäude, das 1914 noch vor Ausbruch des Weltkrieges vollendet und seinem Zwecke übergeben werden konnte, ist ein bleibendes Zeugnis von der Hingabe und dem Zusammenwirken der beiden Männer.

Aus dem Schluss der Synodalrede von 1908 klingen die Tatfreudigkeit und der Optimismus deutlich heraus, die Ernsts ganzes Wesen auszeichneten: «Es ist nicht denkbar, dass die Bevölkerung des Kantons Zürich der zwar grossen, aber nicht unerschwinglichen Opfer wegen, die in Aussicht stehen, ihren Anspruch aufgeben werde, an den grossen Kulturaufgaben der Neuzeit nach Kräften mitzuwirken. Es ist nicht denkbar, dass die Verdüsterung der Gemüter durch wirtschaftliche und soziale Kämpfe, dass Eignutz und Engherzigkeit siegen werden über Einsicht, Bildungsfreundlichkeit und Opferwilligkeit. Freilich darf nicht bloss der Ruf nach Ruhe ertönen; Ruhe ist Tod; das Streben nach Besserem und Höherem, gegenseitige Unterstützung, Handeln und Wirken nach weitgesteckten Zielen, das ist Leben.»

Schon im folgenden Jahre, am 8. November 1909, sprach Heinrich Ernst wieder zur Synode, diesmal über den Entwurf zu einem Gesetz über die Fortbildungsschule, den er als Erziehungsdirektor ausgearbeitet hatte. Ihm war klar, dass auf dem Boden der Freiwilligkeit eine befriedigende Gestaltung des Fortbildungswesens nicht erzielt werden konnte. Es galt die Widerstände zu überwinden, die in einem allzustarken Selbstständigkeitsgefühl der Gemeinden, in der Beschränktheit der ökonomischen Mittel, in der mangelhaften Ausbildung der Lehrkräfte für die Besonderheiten dieses Unterrichts gegeben waren. Was ihm als Ziel vorschwebte, formulierte Heinrich Ernst so: «An die Stelle der Zersplitterung muss die Zusammenfassung der Kräfte, an die Stelle des Schwankens und Tastens in Stoffwahl und Methode muss zielbewusstes, arbeitsfrohes Streben und zweckmässige Gestaltung und Verbindung der Lehrfächer treten. Indolenz und Schläfrigkeit müssen der Tatkraft, dem energischen Willen zum Vorwärtskommen weichen.» Der Vorlage war der endgültige Erfolg nicht beschieden; die Aufforderung, einzelne Wünsche dem Ganzen unterzuordnen, zum Wohle der zürcherischen Jugend und zur Hebung der Leistungsfähigkeit in Industrie und Landwirtschaft das Opfer zu bringen, genügte nicht, um der Vorlage die Annahme zu sichern. Doch hat sie die heutige Lösung vorbereitet.

Noch sei auf eine besondere Leistung Heinrich Ernsts im Dienste der Lehrerbildung dankbar hingewiesen. Im Zusammenwirken mit Rektor Robert Keller wagte er 1908, an der Universität besondere Kurse für die Ausbildung von Primarlehrern einzurichten und damit einer längst ausgesprochenen theoretischen Forderung zu einer praktischen Lösung zu verhelfen. Sie verdient eine besondere Darstellung.

Als Heinrich Ernst 1920 von seinem Amte als Regierungsrat zurücktrat, konnte er auf ein reiches Lebenswerk zurückblicken. Und doch ruhte er noch nicht. Jetzt stattete er der Heimatgemeinde Dättlikon seinen Dank ab, indem er ihre Geschichte schrieb; der zürcherischen Sekundarschule aber, an der er selbst 25 Jahre als Lehrer gewirkt hatte, schenkte er die Geschichte ihrer ersten hundert Jahre. So kehrte er — ausgeglichen und weise — *im Geiste wieder in jene Kreise zurück, von denen er ausgegangen war*. In selbstbiographischen Aufzeichnungen liess er sein Leben nochmals an sich vorüberziehen. Sein Lebenskreis hat sich in selten schöner Weise geschlossen; seinem Lebenswerk aber bewahrt die zürcherische Lehrerschaft ein treues Andenken. *H. Stettbacher.*